

Radikale Solidarität

Wie können Ordensgemeinschaften heute die Solidarität mit Armen leben?

Von Ursula Adams, Münster*)

Gibt es bei uns Arbeiterpriester und Arbeiterschwestern oder einfache Christen, die sich freiwillig auf die Seite der Armen und an den Rand Gedrängten stellen, um ihnen auf solche Weise zu bezeugen, was sie ihnen wert sind und was sie Gott wert sind?

Es gibt sie und ihre Zahl wächst ständig. Immer sind es einzelne, die sich aufmachen, ihr Leben für immer oder auf Zeit mit Menschen am Rand zu teilen. Weil es einzelne sind, werden sie als Einzelfälle gesehen. Kaum jemand weiß von ihrer Existenz. Nur die, die sich in den gesellschaftlichen Randgebieten auskennen, wissen, wieviele Einzelne es inzwischen gibt. Wer weiß um den Preis solcher Existenz? Nur die, die ihn aus eigener Erfahrung kennen.

Vor einigen Monaten ist ein herausforderndes Buch erschienen: J. B. Metz, ZEIT DER ORDEN? Darin wird der Synodenbeschluß UNSERE HOFFNUNG auf die Orden zugesprochen. Es geht um Nachfolge: Wie buchstäblich halten es die Orden mit ihrer besonderen Verpflichtung zur Nachfolge?

Das Buch richtet sich an Ordensgemeinschaften. Wie kann eine Praxis der hier angeforderten Solidarität mit den Armen aussehen?

Viele Ordensleute finden in diesem Buch ihre Sehnsucht nach radikal gelebter Nachfolge angesprochen. Sie sehen darin bestätigt, was sie seit langem als Frage bedrängt hat: Haben wir uns im Kloster nicht viel zu sehr eingerichtet, als daß wir die Aufforderung zur Nachfolge wirklich mit letzter Konsequenz einlösen könnten? Manche erwägen seither den Absprung, einige vollziehen ihn.

Welche Erfahrungen erwarten so einen draußen, welche sein Kloster? Welche Konsequenzen ergeben sich aus solch einem Entschluß für den Einzelnen und für sein Kloster? Welche Konsequenzen ergeben sich überhaupt für die Orden aus den allerorten erhobenen drängenden Anfragen nach mehr Solidarität mit den Ärmsten? Anhand der Erfahrungen von Menschen, die solche Solidarität zu leben versuchen, soll hier nach einer Antwort gesucht werden.

* Prof. U. Adams unterrichtete an der Kath. Fachhochschule für Sozialarbeit NRW in Münster

Sie arbeitete fünf Jahre in Obdachlosensiedlungen und bei Zigeunern. Sie ist Mit-Initiator der Obdachlosenpastoral-Konferenz in NRW (ein Zusammenschluß von Ordenschristen und Laien, die mit Obdachlosen arbeiten und bei ihnen leben). Sie ist Gründungsmitglied der Nichtseßhaftenhilfe Münster.

I. MENSCHEN, DIE AUSZOGEN,
UM DAS EVANGELIUM RADIKALER ZU LEBEN

- a) Eine Ordensfrau erwirkt die Erlaubnis, zu Obdachlosen zu gehen. Sie geht allein, nimmt privat Wohnung und vereinbart Wochenendbesuche im Kloster. Sie will ernstmachen mit der Aufforderung Jesu an die Jünger, sich vor allem den Armen, Geringen, Verachteten zuzuwenden. Ob sie weiß, was solch ein Schritt bedeutet? Ob die Oberen wissen, was solch ein Schritt an Konsequenzen fordert für die Mitschwester, für das Kloster?

In der Regel wissen sie es nicht. Die Menschen in den Obdachlosensiedlungen wären nicht so weit draußen, wenn sie viele Freunde hätten, die genau um sie wüßten.

Die Oberen entlassen eine Einzelne.

- b) Zwei andere Ordensfrauen haben den gleichen Schritt vor Jahren schon getan. Anfangs kamen sie regelmäßig ins Kloster. Anfangs fanden sie da auch viel Aufmerksamkeit und waches Interesse an ihren Berichten. Aber je länger sie bei den Obdachlosen leben, desto mehr erlebten sie diese Welt von innen, ihren Reichtum und ihre Ohnmacht. Viele kleine Vorkommnisse, die sie zuvor nicht beachtet hatten, wirkten tief auf sie ein und wurden Teil ihrer eigenen Welt. Die Ordensfrauen erfuhren auch, was es heißt, mit Abgestempelten umzugehen: sie wurden selbst zu solchen. Was sie berichteten, klang immer fremder und unverständlicher in der Welt der Mitschwestern. Umgekehrt sahen sie deren Welt nun von außen mit den Augen solcher, die am Rand leben. Sie wurden fremd im Kloster, fremd auch für das Kloster. Jeder Besuch dort bedeutet einen Entschluß.
- c) Wiederum andere Schwestern haben es aufgegeben, regelmäßig ins Kloster zu kommen. Die Anfragen aus der Obdachlosensiedlung beanspruchen sie immer ausschließlicher. Eines Tages wird die Siedlung auf städtischen Beschluß aufgelöst. Die Familien werden in eine größere Arbeiterwohngegend umgesiedelt. Jetzt wohnen sie nicht mehr wie Nachbarn eng beieinander. Die Schwestern werden arbeitslos, weil die Kindertagesstätte nicht fortgeführt wird. Ihnen ist die weitere Zukunft klar: Ihr Weg zu den Obdachlosen hat innere Konsequenzen. Die Solidarität mit den Familien hält sie fest. Sie suchen sich Putzstellen, um ihren Lebensunterhalt zu sichern und geben alle freie Zeit „ihren Familien“. Ihr Orden hat ihnen die Entscheidung anheimgestellt. Ob die Verantwortlichen dabei mitgedacht haben, überhaupt mitdenken und -beurteilen konnten?
- d) Ein anderer war jahrelang in solcher Arbeit. Sein Orden hatte ihm freie Hand gelassen. Anfangs hat der junge Ordensmann sich sehr bemüht, seine Arbeit auch als Anregung für das Kloster zu begreifen. Dort wurde auch manches aufgegriffen, und Mitbrüder kamen auf Zeit

zu ihm. Trotzdem entfernten sich die Welt der Obdachlosenarbeit und die des Klosters immer weiter voneinander. Eines Tages zog er für sich die Konsequenz und trat aus. Jetzt spielte sich bei den Obdachlosen und bei seinen Freunden das ab, was er vorher in seinem Kloster erlebt hatte: keiner begriff seinen Schritt, niemand wollte ihn akzeptieren. Er wurde erneut fremd. Dann gab er auch seinen Priesterberuf auf und suchte im Ausland einen neuen Anfang.

- e) Es gibt auch ganz einfache Christen, die zu Obdachlosen und anderen Randständigen gehen, um mit diesen zusammen einen Weg zu suchen. Verständnis in ihrer Umwelt finden sie selten für solche Entscheidung. Freunde von vorher rücken ab. Sie werden fremd, wo sie vorher vertraut waren.

Manche geben nach einiger Zeit wieder auf. Andere können sich nicht mehr abfinden mit der Ungerechtigkeit, die Schwachen widerfährt, mit dem Leid, das ständig Geprüften angetan wird. So wächst das Verlangen, dieses Leben wenigstens zu teilen, um sich als Freund zu erweisen.

Was macht so einer mit seinen Erfahrungen? Er sucht nach Gleichgesinnten. Und er erwartet, daß er von denen, die aus Klöstern kommen, lernen kann, solche Existenz auch geistlich zu bewältigen.

Was gibt es da zu lernen?

II. ERFAHRUNGEN

Wer aus seiner gewohnten Welt des Klosters oder aus anderen Räumen auszieht und sich auf die Welt der Randständigen einläßt, dem erscheinen beide Welten alsbald so, als ob sie in einem Gegensatz zueinander stünden. Hier eine Welt voller Not und Bedrängnis, zusätzlich belastet mit der Ablehnung durch die übrige Bevölkerung — oft sogar durch diejenigen, deren Beruf das Helfen ist — und da eine Welt, in der beständig anderes für wichtiger gehalten wird, als in solch unmittelbarer Bedrängnis für Abhilfe zu sorgen.

Solchen Gegensatz kann man beschreiben. Vielleicht wird der eine oder andere sagen: „Ich kann mir vorstellen, daß man dazwischen zerrieben wird.“ Vielleicht wird so einer auch ernsthaft nachdenken, was zu tun sein könnte, um den Gegensatz zu versöhnen.

Was sich nicht beschreiben läßt, ist das Erlebnis solchen Gegensatzes. Wenn man mitten drin steckt in einer Welt voller Lieblosigkeit und voller Unterlassungen, die oft gerade von denen kommen, zu denen man selbst gehört, dann erlebt man das als Schock. Das Verständnis für die, die um dies alles wissen und untätig bleiben, schwindet. Die Versuchung ist groß, die Verbindung zu der fremd gewordenen eigenen Welt aufzugeben, um sich auf die Schicksalsgemeinschaft mit der anderen Seite einzulassen. Die Treue zur Welt der Randständigen scheint sich dann nicht mehr verein-

baren zu lassen mit der Treue zur Welt des Klosters oder eines Lebens als „normaler“ engagierter Christ in der Kirche. Was vorher — auch im geistlichen Leben — wichtig war, gerät an den Rand.

Wer erkennt in solcher Entscheidung die Versuchung zur Untreue, die ihm demnächst auch die Treue zu den Randständigen unmöglich machen wird? Wer kann das überhaupt erkennen, wenn ihm die Freunde fehlen, die seinen Weg von außen begleiten?

III. WAS HEISST DAS, — SOLIDARISCH SEIN?

1. Solidarisch ist nicht: gleich-sein

Wer sich aufmacht, das Leben von Obdachlosen und anderen Randständigen radikal zu teilen, macht bald die oben geschilderten Erfahrungen: Er wird gleich behandelt von denen, die die ungerechten Lebensbedingungen aufrechterhalten oder sogar bewirken, gleichgestellt den Obdachlosen. Wenn er aus dem Schock solcher Erfahrung aufwacht, ist er geneigt zu meinen, hier zeige sich sein Weg. Der Beweis seiner Solidarität liege eben darin, tatsächlich das gleiche Leben zu leben wie die Obdachlosen, den gleichen Bedingungen verhaftet, den gleichen Risiken ausgesetzt. Er meint, solidarisch sein heiße: gleich sein.

Darin steckt ein verhängnisvoller Irrtum. Niemand kann sich entschließen, gleich sein zu wollen mit anderen, die in die Armut hineingeboren wurden, die eine lebenslange Erfahrung tagtäglicher Zurücksetzung hinter sich haben. Er wird immer anders sein. Er hat frei gewählt, und er kann auch wieder gehen. Er ist nicht gleich.

Wer die Gleichheit anstrebt, verfehlt den Sinn seines Weges zu den Randständigen und landet in einer Sackgasse. Und überdies: Welchen Gewinn könnten die Armen darin erkennen? Was kann ein Gleicher ihnen geben, was nicht schon Nachbarn bedeuten (die freilich viel bedeuten!)?

2. Solidarisch sein heißt: als Ungleiche verbündet sein

Wer in der Nachfolge steht, hat Frohe Botschaft zu bringen. Er soll den Reichtum Gottes erschließen. Dazu bedarf es zwar einer gewissen Gleichheit. Ist gar keine Gleichheit vorhanden, so haben wir es mit zwei Welten zu tun, die keinen Kontakt miteinander haben. (Das Verhältnis zwischen Pfarrgemeinden und Randständigen im eigenen Wohnbereich sieht gewöhnlich so aus: Da stehen sich fremde Welten gegenüber, die sich nichts zu sagen und darum nichts zu geben haben. Es kann nicht verwundern, daß die Verkündigung die am Rand nicht erreicht.)

Ein Leben in freiwillig gesuchter Nachbarschaft bei den Armen kann eine gewisse Gleichheit begründen. Ein solcher Wohnplatz ist auch eine gute Voraussetzung, aber nicht notwendige Bedingung für den Beweis der Solidarität. Dies allein genügt auch nicht.

Die Gleichheit, um die es hier geht, vollzieht sich nicht in erster Linie auf materieller Ebene. Sie ist ein Bündnis in der Solidarität von Ungleichen. Wer z. B. zu Obdachlosen geht, muß der bleiben, der er war, bevor er dort hin kam. Freilich ist dafür erforderlich, daß so einer sich zunächst selbst akzeptiert. Wer mit sich selbst und seinem Beruf uneins ist, soll das klären, bevor er zu Randständigen geht. Denn nicht von diesen hat er seinen Beruf und sein Amt, aber diese erwarten, daß er beides ausübt. Wenn Ordensleute zu Menschen am Rand gehen, dann sollen sie bedenken, daß diesen nicht damit gedient ist, an den Rand ihrer Ordensgemeinschaft Geratene bei sich aufzunehmen. Man darf nicht vergessen, daß es demütigend ist, getäuscht zu werden, demütigender als Nichtbeachtung!

Wer zu den Obdachlosen geht, muß selbst aus der Fülle seines Glaubens und seines Berufes leben. Als solcher kann er sich dann auch voll und uneingeschränkt einlassen auf diese Menschen und ihr Leben mit dem seinigen verbinden.

Eine so verstandene Solidarität kann zu einer Ähnlichkeit in der Ungleichheit führen. In solcher Solidarität kann einer mit denen weinen, die um ein Kind trauern, das nicht hätte sterben müssen und kann zugleich kämpfen, z. B. um geschützte Verkehrswege, damit andere Kinder sicherer leben können. Und er wird die Hoffnung, aus der er lebt, den Trauernden mitgeben.

Wer sich so auf Arme einläßt, macht die Erfahrung, daß er dabei selbst beschenkt wird. Zwar wird er rasch merken, daß er zuvor auch selbst arm sein muß, weil er als Besitzender nicht bestehen kann. Er wird auch merken, daß er nur dann teilen kann — auch sich selbst — wenn er nichts zum Behalten festhält. Aber dann wird er feststellen, daß er nie leer wird und immer etwas hat, weil er ständig Neues bekommt.

3. Solidarisch sein heißt auch: Solidarisch mit denen bleiben, von denen man kommt

Solidarisch sein heißt aber auch, selbst in einer Kette der Solidarität zu stehen. Niemand kann aus der eigenen Isolierung heraus solidarisch sein. Jeder kann nur geben, was er selbst empfängt. Und niemand kann auf Dauer nur von dem leben, was er früher einmal empfangen hat. Hier steckt eine große Illusion mancher Ordensleute, die — sind sie erst fremd geworden in ihrem Kloster — oft meinen, dort nichts mehr finden zu können, was ein so ausgesetztes Leben tragfähig machen könnte. (Und wenn sie recht hätten mit ihrer Meinung?)

Ordensleute sind noch aus einem weiteren Grund darauf angewiesen, mit Kirche und Orden in solidarischer Verbindung zu stehen. Denn wenn sie als Vertreter der Kirche zu den Obdachlosen gehen, dann müssen sie es sich zuweilen gefallen lassen, um deren Versagen willen geschmäht zu werden. Denn die Kirche hat sie enttäuscht. Und wer kann Enttäuschung rückgängig machen? Bei den Obdachlosen ist ebenso wie bei vielen ande-

ren Randständigen folgendes Bild von der Kirche entstanden: ihre Vertreter sind herablassend, uninteressiert, lieblos, heuchlerisch — kann man es widerlegen? Gewiß kann man einige Gemeinden, Pfarrer und auch Christen benennen, auf die dieses Bild nicht zutrifft, heute mehr als noch vor einigen Jahren. Aber ist das Gesicht der Kirche dadurch bereinigt? Wenn Vertreter der Kirche heute zu den Randständigen gehen, besteht keine Veranlassung, gegenüber den Vorwürfen eigene gute Absichten zu beteuern. Es ist besser, einfach da zu sein und mit einer Arbeit zu beginnen, die den Erwartungen und Bedürfnissen entspricht. Nur auf solche Weise kann das Gesicht der Kirche die Konturen erlangen, die ihrer Sendung entsprechen.

Das alles kann ein einzelner nicht allein bestehen, und darum sollte auch niemals einer allein in solche Arbeit gehen. Er braucht Freunde, die hinzuhören und mitgehen können und mit denen der Austausch über neue Lebenserfahrungen mühelos geht. Er braucht aber auch die Solidarität mit anderen, mit denen er aus den gleichen Quellen leben kann.

Ein Ordenschrist braucht auch die Gemeinschaft seines Klosters. Die Kette seiner Solidarität mit den Armen muß dort verankert sein. Das hat Konsequenzen für sein Kloster. Es bedeutet nämlich Solidarität mit den Menschen, bei denen die Mitschwester/der Mitbruder im Dienst steht. Es gibt Beispiele, wo Klöster Ferienfreizeiten für Obdachlose im eigenen Gelände anbieten, und wo Kranken im Kloster Erholung ermöglicht wird. Aber auch hier gilt, daß Solidarität sich nicht nur auf der materiellen Ebene abspielen darf.

Der Weg eines einzelnen zu Obdachlosen oder anderen Randständigen darf nie der Weg nur dieses Einzelnen bleiben.

4 Fachwissen allein genügt nicht

Für Nicht-Ordensleute in solcher Arbeit gilt Vergleichbares. Auch sie sind darauf angewiesen, andere zu haben, die mitgehen. Die meisten solcher Helfer in der Randgruppenarbeit bringen fachliches Rüstzeug mit. So wichtig dies ist, es nützt nur begrenzt, wenn einer sich ganz auf Solidarität in der Nachfolge einlassen will.

Solche Menschen richten viele Erwartungen an die Ordensleute in der Obdachlosenarbeit: Wie kann man bei einem vorbehaltlosen Einsatz einen Raum für Gott freihalten und hüten? Wie findet man eine Verbindung von Aktion und Kontemplation? Wie schafft man es, dem Feiern und der Freude einen zentralen Platz einzuräumen? Wie überwindet man die Ansteckung durch Resignation und wie kann man versöhnlich sein trotz allzu vieler Ungerechtigkeiten?

Solche Menschen fragen aber nicht nur in eigener Sache. Sie möchten auch sehen, wie die Erwartungen der Obdachlosen auf Frohe Botschaft erfüllt werden. Sie möchten erfahren, wie man die Gegenwart Gottes im alltäg-

lichen Leben auch der Obdachlosen aufspürt und ihr aus Verworrenheit und Verzerrung einen Weg ebnet, um daran anknüpfend die Schrift zu erschließen und das Kirchenjahr zu feiern. Es gibt Beispiele, wo dies alles geschieht und wo wirklich Gemeinde auch bei den Obdachlosen entstanden ist. Wenn das nicht die Regel ist, dann vielleicht vor allem deshalb, weil Einzelne isoliert waren?

IV. DIE SACHE MIT DEM ZEICHEN-SEIN

1. Was sind Zeichen?

Viele in der Kirche erfahren sich heute wie in einer Wüste. Sie erleben, wie unsere Welt sich wandelt, und daß die Kirche darin ein Zeichen sein sollte, mehr und deutlicher als sie es ist. Ordenschristen sehen hier einen neuen Anruf, aber die Antwort ist nicht leicht zu finden. Einerseits ist unsere Welt förmlich auf der Jagd nach Zeichen, die über das Sichtbare und Erklärbare, über das Wohlverwaltete und -behütete hinausweisen. Neue Sekten und Jugendreligionen entstehen und werden inzwischen weithin als ernstzunehmende Herausforderung an die mangelnde Entschiedenheit der normalen Christen verstanden. In einer Welt, die schreit und mit grellen Lichtreklamen lebt, sieht es so aus, als hätten nur unübersehbare Zeichen eine Chance, beachtet zu werden.

Andererseits darf man ein Zeichen nicht einfach machen wollen. Jesus antwortet den Schriftgelehrten und Pharisäern auf ihre Bitte um ein Zeichen: „Es wird kein anderes Zeichen geben werden außer dem Zeichen des Jonas.“ (Mt 12,37 f.) Zeichen werden also gegeben. Jeder muß selbst herausfinden, ob und wann er Werkzeug Gottes für ein Zeichen sein soll. — Wie kann einer wissen, ob der Ruf einer Zeit ihn meint; wie kann er erkennen, ob er Ungewöhnliches tun soll?

2. Die Versuchung

Jeder kennt die Geschichte von der Versuchung Jesu (Lk 4,9 ff). Das Bild mit dem Teufel und den Zinnen des Tempels ist uns heute fremd, aber so ungewöhnlich ist diese sublimale Versuchung nicht. Sie ist voller Aktualität für unsere Zeit:

Da lebt einer endlose Zeit in der Wüste, in Einsamkeit, Eintönigkeit und ohne neue Horizonte. Hunger und Durst bringen ihn an den Rand seines Bewußtseins. Und dann begegnet ihm mit einem Male etwas, was ihn plötzlich all dem weit enthebt. Er hat das Bild einer großen Stadt vor sich, mit brodelndem Leben, und ihm wird ein Weg gezeigt, wie er alle Aufmerksamkeit der Menschen da unten einfangen kann. Aufmerksamkeit worauf? Auf ein überwältigendes Zeugnis: Laß dich in diese Stadt hineinfallen. Dir wird nichts geschehen, denn: „Seinen Engeln hat er um deinetwillen befohlen, dich zu bewahren“, und: „auf den Händen werden sie dich tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest.“ (Lk 4,10 f).

Da wird etwas verheißen: ein Grundgesetz menschlicher Existenz, das Gesetz der Schwerkraft soll aufgehoben sein, aufgehoben, um auf Gott zu verweisen, auf seine Allmacht, Größe und Fürsorge für den Menschen.

Jesus wurde so versucht, nachdem er 40 Tage in der Wüste gelebt hatte, und nach ihm werden bis heute immer wieder Menschen so versucht. Eine edle Versuchung, gewiß, und darum schwer erkennbar. Sie liegt genau in der Richtung, in der heute gesucht wird: das große Wagnis, weil die Sicherungen unseres Lebens sich als trügerisch erweisen.

Woher können wir wissen, ob es der Geist Gottes ist, der uns auf ungewöhnlichen Wegen ins absolute Wagnis führt? Nachfolge ist schließlich immer absolutes Wagnis, denn keiner kann wissen, wohin das Sich-Einlassen ihn führen wird. Wir haben nur den einen Hinweis: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallt.“ Und wir haben die Bitte im Vater-Unser: „Laßt nicht zu, daß wir in die Versuchung fallen!“

3. Zeichen Gottes in einer Kirche der Armen

Einer könnte fragen, wo ist da eigentlich die Parallele?: Jesus wurde versucht, von den Zinnen des Tempels in Jerusalem zu springen. Die eingangs geschilderten Menschen dagegen gehen alle einen sehr unscheinbaren und unauffälligen Weg.

Jede Zeit hat ihre eigenen Versuchungen. Unsere Zeit hat die Armen wieder entdeckt, und sie hat sich noch kaum erholt von dem Schock, den die Nachricht von vielen Millionen Armen in einem der reichsten Länder der Welt ausgelöst hat. Auch die Kirche hat die Armen entdeckt. Seit dem II. Vaticanum spricht man sogar von einer „Kirche der Armen“. Damit ist nicht nur ein Arbeitstitel gemeint, nicht nur die Bestimmung einer bestimmten Adressatengruppe in der Kirche. „Kirche der Armen“ ist der neue Ausdruck eines sehr alten Selbstverständnisses derer, die in der Nachfolge stehen. Es ist sehr wichtig festzuhalten, daß es sich hier um eine Selbstbezeichnung handelt, die seit jeher von denen gefordert ist, die im Dienst dessen stehen, der von sich gesagt hat: „... aber der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt legen kann“. (Mt 8,19 f). — Dies war die Antwort an einen, der ihm folgen wollte. — Es ist ein Mißverständnis, „Kirche der Armen“ auf die Sorge der Kirche für die Armen und Benachteiligten einzuengen.

Dieses Mißverständnis ist heute sehr verbreitet. Es wird viel für die Armen getan. Wer wird dadurch selbst ärmer? Wird die Kirche dadurch zu einer „Kirche der Armen“, in der diese sich zu Hause fühlen können?

Viele setzen sich heute mit der Frage auseinander, ob sie nicht einfach einen Anfang machen sollen, als Arme Christ-Sein unter den Armen zu leben. Sie wollen damit ein vorweggenommenes Zeugnis der Kirche oder ihres Ordens geben. Einige wagen es. Und manch einer macht dabei die oben geschilderten Erfahrungen.

Niemand hat das Recht, sich hier zum Richter zu machen. Dennoch deutet sehr viel darauf hin, daß hier eine besonders schwer erkennbare Versuchung unserer Zeit liegt. Oft steht an ihrem Ende die Resignation: Das kann ich doch nicht — können wir nicht... Das müssen wohl andere tun — Fachleute vielleicht. Womit die Betroffenen noch einmal neu im Stich gelassen, noch einmal enttäuscht würden, und eine „Kirche der Armen“ erneut in die Theorie verbannt wäre.

V. WIE KANN RADIKALE SOLIDARITÄT MÖGLICH SEIN?

Gibt es ein Vorbeugungsmittel gegen solche Verseuchung? Sollte man vielleicht keinen mehr entsenden in die gesellschaftlichen und kirchlichen Randzonen unseres Lebens? Das wäre keine Lösung. Jesus hat ja gesagt: „Geht hin in alle Welt“, geht überall hin. Der Glaube darf nicht im Gewächshaus gehütet werden. Er kann dort nicht gedeihen.

1. Wer fängt an?

Es wäre auch nicht zu verantworten, die Menschen am Rand unserer Gesellschaft sich selbst zu überlassen. Das ist allzulange geschehen, weshalb der Abstand zwischen ihnen und den übrigen (einschließlich der Kirche) so erschreckend groß ist.

Die Kirche selbst muß vielmehr zu einer Gemeinschaft werden, in der Arme einen zentralen Platz finden. Wer denkt dabei nicht, daß die Orden sich führend einsetzen sollten, eine Bewegung in Gang zu bringen, die eine solche neue Ordnung (übrigens die für das Reich Gottes angekündigte Ordnung!) einleitet?!

In der Geschichte der Kirche hat es bis zum heutigen Tag immer wieder Gruppen und Gemeinschaften gegeben, die sich entschieden mit den Armen ihrer Zeit verbündet und bei und mit ihnen Kirche gelebt haben. Franziskus und seine Minderbrüder, die Kleinen Brüder und Schwestern Charles de Foucaulds und die Missionarinnen der Nächstenliebe von Mutter Teresa sind nur einige Namen, die für viele stehen.

Hier sind Wegweiser aufgerichtet. Es kommt dabei auf die Richtung an, nicht auf den jeweiligen Lebensstil. Es kann nicht darum gehen, neue Orden zu gründen oder alle auf eine Ähnlichkeit mit der Spiritualität eines Charles de Foucaulds oder einer Mutter Teresa festzulegen. Die Vielfalt der Orden ist der Reichtum der Kirche. Freilich ist diese Vielfalt heute manchmal nicht mehr so ganz deutlich und der Reichtum darunter etwas verschüttet. Hier wäre manches freizulegen. Aber die Begegnung mit den Armen hat befreiende Kraft.

2. Gibt es Kriterien für ureigene Ordensaufgaben?

Das Gesicht der Armut wandelt sich. Viele Dienste, auf die hin manche Orden entstanden sind, werden heute auch von anderen wahrgenommen oder haben sich überlebt. — Trotzdem werden viele solcher Dienste in der

Sorge um den Menschen immer noch als ureigene Ordensaufgaben angesehen: im Krankenhaus, im Kinderheim, bei Behinderten jeder Art. Aber in keinem dieser Arbeitsfelder stehen heute ausschließlich Ordensleute. Das ist wohl kaum nur deshalb so, weil es zu wenige gibt, sondern weil hier wichtige Arbeitsfelder für Laien entstanden sind. Ordenschristen und Laien haben heute die gleiche (fachliche) Ausbildung, sie werden ähnlich, z. T. gleich bezahlt, und der Dienst regelt sich nach Arbeitszeiten, die sich durchweg nicht übermäßig voneinander unterscheiden.

Sind hier heute noch ureigene Arbeitsfelder für Menschen, die sich im Orden auf ein radikales Leben in der Nachfolge eingelassen haben? Oder muß man anders fragen: wo verbergen sich die ureigenen Aufgaben in solchen Arbeitsfeldern? Denn nach wie vor warten im Krankenhaus, im Heim für geschädigte Kinder, bei Behinderten sehr wichtige Dienste auf Menschen, die sich ungeteilt zur Verfügung stellen wollen. Wehe der Gesellschaft, die z. B. im Hospital keine barmherzigen Schwestern mehr antrifft, vor allem da, wo die Unheilbaren liegen. Aber ist es immer ganz deutlich, wo die ureigenen Aufgaben der Schwestern liegen?

Und wie steht es mit der Bildungsarbeit? An den Anfängen mancher Orden stand der Auftrag, junge Menschen zur sozialen Verantwortung zu erziehen. Heute hört man oft, daß junge Ordensleute danach drängen, gleich selbst zu denen zu gehen, für die soziale Verantwortung übernommen werden soll. Sie sehen den alten Auftrag als Umweg an. Und wenn sie recht hätten? Denn wer von denen, die heute soziale Verantwortung wecken wollen, kennt die, um die es geht? Armut hat es an sich, sich zu verbergen.

In den Anfängen vieler Orden, wie überhaupt der Kirche, war es so, daß die Christen zu denen gingen, bei denen niemand sein wollte: zu den Aussätzigen, zu den Sträflingen, zu den Abgeschriebenen. Sie waren da, wo es keine Regeln für Bezahlung und keine Anerkennung gab — und dies alles nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die Gemeinschaft.

Es gibt heute wie eh und je Menschen, die weder Geld, noch Zeitgarantien noch Anerkennung zu vergeben haben, und für die auch niemand eintritt, der all dies verspricht. Das gilt z. B. von den Einsamen, Verzweifelten, Verlassenen. Wer geht zu solchen?

Es gibt auch solche, die heute die Stelle der früheren Aussätzigen einnehmen müssen, Menschen, die an den Rand geschoben werden, weil sie als ansteckend gelten. Das Geld, das für sie aufgewendet wird, dient vor allem dazu, sie zu kasernieren und auf Abstand zu halten. Obdachlose, Nichtseßhafte, Süchtige aller Art gehören hierzu. Sie haben diese Art Armut nicht freiwillig gewählt. Wer ihnen wirklich helfen will, muß ihre Armut freiwillig teilen wollen.

Unter denen, die in den Niemandsgebieten unserer Gesellschaft leben, sind unzählige, die darauf warten, daß die Kirche ihnen über die sozialen

Dienste hinaus auch das Wort Gottes bringt. Und gerade hierin werden sie oft enttäuscht. Was Kardinal Lercaro beim Konzil sagte, gilt immer noch: „Im Vergleich zu anderen Zeiten wird den Armen gegenwärtig die Botschaft Christi weniger eifrig verkündet, und ihre Herzen scheinen dem Geheimnis Christi in der Kirche ferner und fremder gegenüberzustehen.“

Wer nimmt sich der Armen an, um aus den Erfahrungen ihres Lebens Frohe Botschaft in dieses Leben hinein zu verkünden? Das können doch nur solche, die dieses Leben irgendwie teilen, dabei aber selbst verankert bleiben, wo aus eben dieser Frohen Botschaft gelebt wird.

Liegen hier nicht ureigene Aufgaben für Ordensgemeinschaften?

3. Wie könnte ein Anfang aussehen?

Wichtig wäre vor allem, daß der Anfang bei den Verantwortlichen im Orden liegt. Wenn alle Initiative den Jungen allein überlassen wird, kommt es zwangsläufig zum Auswandern und zur Entfremdung.

Sodann sollten die Verantwortlichen sich mit Leuten aus der Praxis der beschriebenen Randgruppengebiete auseinandersetzen, selbst wenn diese nur Laien sind. Es genügt nicht, die Frage, ob man einen Mitbruder, eine Mitschwester dorthin gehen lassen kann, nur im eigenen Bereich oder mit Leuten aus gehobenen kirchlichen Positionen zu beraten. Es gibt Beispiele von Ordensoberen, die solche Fragen mit außenstehenden Praktikern besprochen haben. Ich denke dabei vor allem an Gespräche mit einer Provinzoberin, die grundsätzliche Orientierungsfragen ihres Ordens auf solche Weise angeht. Da ist von vornherein die besondere Spiritualität dieser Gemeinschaft in alle Überlegungen hineingenommen. Es ist auch selbstverständlich, daß es sich niemals um ein neuartiges Experiment von Einzelnen handeln wird, sondern daß der Orden als solcher die Konsequenz trägt.

Das Beispiel ist kein Einzelfall. Es gibt auch bereits kleine, sichtbare Ergebnisse solcher Bemühungen von Verantwortlichen. Da werden z. B. Leute im eigenen Orden ausfindig gemacht, die sich im Pfortendienst mit Freude und Bereitschaft auf Menschen einlassen können, die als besonders anrühlig gelten. (Nichtseßhafte.) Inzwischen läßt sich beobachten, wie vielfältig und einfallsreich in den verschiedenen Ordensgemeinschaften diese Arbeit angegangen wird. Die verfügbaren Möglichkeiten sind sehr unterschiedlich, aber überall tritt ein innerer Reichtum hervor, der gerade den vom Leben schwer verletzten Menschen der Straße die Ehre glaubwürdig zurückgibt. Und noch etwas wird deutlich: Da keiner der hier tätigen Ordensleute mit seiner Aufgabe allein steht, sondern neben seiner Gemeinschaft noch die Gruppe der anderen hat, die gleiches tun, wächst einzelnen ein Mut und eine beschwingte Kraft zu, die sie vorher und ohne diesen Rückhalt nie aufgebracht hätten. (Nichtseßhaftenhilfe Münster)

Hier zeigt sich ein Weg, wie jeder Orden neu von seiner jeweiligen Spiritualität her auf das sich ändernde Gesicht der Armut zugehen kann. Es ist ein Weg für Gruppen von Ordensleuten oder auch für Gemeinschaften.

4. Was noch zu tun wäre...

Solidarität darf auch die nicht aus dem Blick lassen, die den Weg zu den Randsiedlern bereits gegangen sind. Von den Problemen solcher Alleingänge war bereits die Rede. Der Aufbruch dieser Ordenschristen zeigt unübersehbar, daß eine Neuorientierung in vielen Gemeinschaften dringend angefragt ist.

Zugleich aber zeigt sich hier, daß die Spiritualität der meisten Ordensgemeinschaften nicht zugerüstet ist für solchen Dienst. In solcher Feststellung liegt eine Provokation, keine Entlassung aus der Gesamtverantwortung. Man kann oft hören, daß einer, der z. B. zu Obdachlosen geht, vielleicht eine Zeitlang bei Kleinen Brüdern oder Schwestern leben sollte. Aber wenn das der einzige Weg wäre, sich geistlich auf solche Arbeit vorzubereiten, wäre er ein Armutszeugnis. Hier geht es nicht um die Übernahme irgendwelcher Programme und Übungen, so gut sie sein mögen. Hier geht es darum, sich ganz einzulassen auf die Armen, ein jeder mit allem, was ihn geprägt hat, und jede Gemeinschaft ebenso. Wenn einer meint, er müsse auf seine Vergangenheit verzichten oder auf einen Teil davon, dann soll er besser nicht zu den Armen gehen.

Mit der Entfaltung der eigenen Spiritualität muß auch die Entwicklung eigener pastoraler Konzepte einhergehen. Es geht nicht länger an, daß wir hier in Deutschland mit großem Eifer die südamerikanische Theologie der Befreiung diskutieren und darüber vergessen, für unsere eigenen Armen Ähnliches zu entwickeln. Es gibt theologische Ordenshochschulen und pastoral-theologische Institute bei uns. Hier läge eine vorzügliche Aufgabe. Freilich muß die Praxis hinzukommen.

Es war bisher viel von der Gefährlichkeit dieses Weges einer radikalen Solidarität die Rede. Das lag am Thema und war angesichts der Praxisferne des Buches „Zeit der Orden“ auch nötig. Dadurch ist das Sprechen vom Reichtum der Welt der Armen zu kurz gekommen. Wer sich einmal auf Arme eingelassen hat, weiß von freudigen Erfahrungen und auch von frohen Festen zu berichten. Es gibt nichts Schöneres, als Armen die Frohe Botschaft zu verkündigen (Mt 11,5).